

Nr. 81. Bromberg, den 6. April 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(22. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

„Ganz verrückt ist er bald", sagte eine der Frauen. Einen Augenblick sahen sie ihm nach. Dann kam ihnen die Erinnerung an das, was sie hergeführt hatte, zurück; die Gruppen schlossen sich. „Was — was ist das mit uns hieroben auf einmal", stammelte die Clari-Marie wieder. Die anderen Weiber faßte ein Eifer. Ihre Unterhaltung wurde lauter. „Es kommt nicht raus, wer es getan hat", sagte eine.

„Seines Lebens kann man nicht mehr froh sein, solang es nicht auskommt", meinte eine zweite. Eine andre fuhr auf. „Der Herrgott wird es doch endlich an den Tag kommen lassen, wer so grunderdenschlecht ist", zeterte sie.

„Am Ende ist es doch der vom Rottal — am Ende", ließ sich plötzlich eine vierte vernehmen.

Das Wort erreichte die Clari-Marie. Langsam wie noch immer sinnend wendete sie sich nach der Sprechenden um. „Was redest jetzt, du dort, Seppe?" fragte sie. „Kannst dich dann mehr in acht nehmen, wenn du redest."

Die andre, eine etwa vierzigjährige starke Frau mit offener Stirn, trat der Clari-Marie näher. „Er ist dein Schwager", sagte sie, „aber vor dir darf ich deswegen doch frei und offen reden. Er hat dem Werner den Lohn versprochen, der Furrer, weißt noch, weil er ihm das vom Gewehr ausgebracht hat beim letzten Gericht."

Die Clari-Marie starrte vor sich nieder. Selbst die langsamen Weiber errieten, wie hinter ihrer geraden, eckigen Stirn die Gedanken sich jagten. Plötzlich warf sie beide Arme fast leidenschaftlich aus. „Wer kann sagen: Der ist's und der! Wer kann sagen: Der vom Rottal ist's! Kann es nicht ein andrer sein! Kann es nicht ebenso gut der Halbverrückte sein, der Lätz, da oben, der an nichts glaubt!"

„Der Lätz?" echoten die Weiber. Es war, als leuchte ein Licht in ihnen auf. Die Mäuler regten sich aufs neue und emsiger. Der Lätz! — Gerade so gut der Lätz könnte es sein. Ein Gottesleugner war er, der Lätz! Sein konnte der's sicher! Aber — aber auch der andre . . .

Die Clari-Marie sah aus, als friere sie innerlich, ihr Gesicht war fast ohne Leben. Ein Weib fragte sie: „Willst ihnen entgegengehen, den Männern?" Da antwortete sie: „Was nutzt's Geht ihr, wenn's euch darum ist. Ich will dann nachher hören, was weiter wird! Wenn sie ihn gebracht haben, den Werner."

Damit machte sie sich langsam von ihnen los.

Als sie sahen, daß die Truttmannin unter die Haustüre trat, trollten sich die Weiber wieder ins Dorf hinab. Zuletzt stand der Töni, der Gesell, allein in der Gasse und staunte zerfahren um sich.

Die Clari-Marie war ins Haus gegangen. Drinnen in der Stube saß sie auf einem Stuhl, schwer und gebeugt und doch stark. — Dem Furrer trauten sie die Untat zu, dem Schwager! War es möglich? Menschenmöglich? Alles fiel ihr wieder ein, das mit dem Schaf, mit dem getöteten, der Geiz der beiden vom Rottal, das mit dem Gewehr, dessen Besitz der Furrer geleugnet und die Drohung, die der Furrer gegen den Werner ausgestoßen hatte! Aber eine andre Erinnerung erhob sich dagegen. Saßen sie nicht allabendlich über ihrer Bibel, der Schwager und die Schwester, wußten sich nicht genug zu tun mit Beten! Und zwei dermaßen Fromme sollten eine Schuld auf sich haben, eine solche Schuld! Die Clari-Marie schüttelte den Kopf, die Wangen wurden ihr heiß. Es bäumte sich etwas auf in ihr; es war, als rede etwas in ihr: Die gibst nicht auch noch her, den Schwager und die Schwester! Du bist nicht mehr so reich in deinem Leben, Clari-Marie, daß die auch noch hergeben kannst! Dann fühlte sie, daß sie sich wieder mit aller Macht dagegen stemmen würde, wenn sie die vom Rottal vor Gericht ziehen wollten.

Da klang aus der Ferne ein dumpfes Murmeln vieler Stimmen. Jetzt schlug die Kirchenglocke an, die kleine, mit der sie ins End läuteten! Sie brachten den Werner heim, den Erschlagenen!

Die Clari-Marie stand auf. Unwillkürlich trat sie ans Fenster, obschon sie wußte, daß sie nichts sehen würde. Sie schlug das Kreuz und betete.

21.

Das Gericht säumte diesmal nicht. Am nächsten Tag führten die Landjäger den Furrer und sein Weib wieder nach Altstadt hinab. Der Furrer tobte und fluchte. „Gott verdamm' mich, muß ich es denn allemal gewesen sein, wenn etwas geschieht!" Sein Weib ging mit spitzen, bleichen Zügen teilnahmlos neben ihm.

Mit finsteren Mienen standen die vom Isengrund in den Gassen. „Er ist es! Sicher ist er's!" murrte da einer und dort einer. Dagegen lehnten sich andre wenige auf. „Erwiesen ist es nicht, daß er's ist, noch lange nicht! Sie haben ihm auch nichts nachweisen können das letztemal!" Ein Weib ließ verlauten: „Bei dem „Lätz" könnten sie auch einmal anklopfen, das könnten sie; es ist dann noch lange nicht gewiß, ob der nicht etwas weiß davon!"

Plötzlich fanden sich einige, die das Wort weitertrugen. Ein Feuerlein war es noch kaum, dann wurde es zur Lohe. Der Kehle-Gisler hatte zu lange ganz außer allem dem gelebt, was des Dorfes Alltag war. Einige waren im Isengrund, die an dem blutarmen Menschen noch immer etwas zu beneiden fanden. Die stach die Mißgunst, daß er ohne sie auskam, allein seiner Wege ging; sie waren die ersten, zu schreien: „Warum soll der's nicht sein, der Halbwilde! Der so gut wie der Furrer!"

Das Geschrei war laut genug, daß es zu den Ohren der Behörden im Tal kam. Beamte kamen wieder nach dem Isengrund, horchten da und dort hin, fragten da und dort aus. Ein und der andre Bauer zuckte die Achseln, wenn sie ihn fragten: „Warum soll es der nicht sein können, der Lätz? Er ist halb verdreht im Kopf!"

Einer der Beamten kam zur Clari-Marie. Was sie halte von dem Kehle-Gisler, fragte er. Ihr Gesicht blieb unbeweglich. „Keinen Glauben hat er, der „Lätz", sagte sie kurz. „Wer keinen Glauben hat, hat keine Furcht vor dem ewigen

Gericht! Jetzt könnt ihr's ausrechnen, ob ich es für möglich halte, daß der Lätz schuld hat."

Ein paar Tage vergingen. Die Zeit für den neuen Prozeß wurde festgesetzt. Am Tag, bevor dieser begann, fingen zwei Landjäger den Kehle-Gisler im Wald und brachten ihn dorthin, wo der Furrer und sein Weib schon saßen.

„Jetzt haben sie den „Lätz" geholt", erzählten die vom Isengrund. Das Volk war aus Rand und Band. Niemand arbeitete mehr. Unter den Türen und auf der Straße standen sie beieinander, erregt, wild, dabei heimlich dahin und dorthin horchend, als könnte jeder Augenblick Neues bringen. Im „Löwen" reisten sechs Damen ab, die den ganzen Sommer hatten bleiben wollen. „In dem Nest, wo Totschlag an der Tagesordnung sei, blieben sie nicht länger!" Der Huber, der Wirt, trat zum Doktor, zum Jaun, als er die sechs verabschiedet hatte. Er war bleich vor Zorn.

„Das Geschäft verdirbt es mir, das Unglück", schalt er.

„Das ganze Dorf wird es treffen", sagte der Jaun still. Dann blickte er durch die Tür, an der sie standen, ins Freie. Die Sonne schien, alles lag still und leuchtend und groß. „Heimat, schöne", fuhr es dem Jaun durch den Sinn, „auftun haben sie dich wollen, daß viele sehen, wie schön du bist, und zu geht die Tür. Es wird bald stiller sein da oben, als es je gewesen ist!" Und dem Jaun war, als kämen Wolken vor die Sonne und es würde dunkel im Tale und nächtig und tot.

Am Abend dieses Tages kam Hansi, der Taglöhner, von der Arbeit heim, die ihn weit ins Tal hinein, fast an den Fuß des Wildifirns geführt hatte. Dort ließ ein Bauer einen Wildbach verbauen, und der Hansi tat die schwere Arbeit allein. Der Bub war gesucht am Ort, Arme wie er hatte keiner, und keiner so zähe Freude am Schaffen. Den Rock über der Schulter, den kleinen Blechkessel in der Linken, in dem er das Essen mitnahm, kam der Hansi ins Dorf gegangen. Er stieg daher wie einer, der, die Waffe geschultert, aus sieghaftem Streit kommt. Immer hatte er ein solch freies, mannhaftes Schreiten, den Kopf trug er gerade, daß der helle Blick der Augen frei ausflog, jedem recht und ehrlich ins Gesicht, der des Wegs entgegenkam.

Bei den ersten Häusern des Dorfes hörte der Hansi die Neuigkeit: „Den „Lätz" haben sie geholt! Weißt es schon?" Da zündete eine Blutlohe dem Bub übers Gesicht. „Und das —" fing er einen Satz an; dem Claudi, dem Mädchen, hatte er nachfragen wollen. Dann reute es ihn, und er ging mit großen, zornigen Schritten hinweg, die stehen lassend, die ihn mit „Hast gehört?" und „Weißt schon?" noch festhalten wollten. Mit denselben großen Schritten ging er bis ans Zieglerhaus. Dessen Türe aber tat er bedächtig auf, so, als überfiele ihn plötzlich ein grübelndes Sinnen. Als er in den halbdunkeln Flur trat, hing er gedankenlos den Rock an einen Nagel, stellte das Blechkesselchen in die Küche und grüßte just so gedankenlos die Severina, die dort hantierte. In der Stube saß der Töni allein in einer Ecke und sog an der Pfeife. „Guten Abend", sagte der Hansi und ließ sich am Tisch nieder; schwer, als sei er müde, saß er ab, saß zusammengebückt und vor sich hinblickend da, sagte ein „Ja" oder „Nein", wenn der Töni etwas fragte, und sagte es halb in sich hinein, so daß der Schwerhörige nicht wußte, was er gesagt hatte.

„Wo ist die Base Clari-Marie?" fragte Hansi auf einmal den Knecht, laut diesmal.

Weggerufen sei sie worden zu einer, die in den Wochen lag, berichtete der Töni.

„Den Kehle-Gisler haben sie geholt, scheint's?" fragte der Bub wieder.

Die Severina trat just unter die Tür, als er dies sagte. „Ja, ja", sagte sie und war weiß über das ganze, schmale Gesicht. „Jesus, meinst, kann es der sein, Hansi?"

„Der nicht! Der sicher nicht!" fuhr der Hansi auf. „Eine Schande ist es und ein Spott, den einzusperren."

Die Severina kam näher zu ihm. Ihre großen Augen glitzerten seltsam aus dem zarten Rund des Gesichts. Sie zitterte. „Und der Vater und die Mutter!" stieß sie hervor. „Nicht auf die Straße mag ich mehr gehen!"

Der Hansi sah verstaunt zu Boden.

„Ist es dir nicht auch so, du?" fuhr die Severina in abgebrochenen Sätzen weiter. „Der Vater und die Mutter vor Gericht — schon zum zweitenmal! Jesses, die Schande! Die Schande!"

Sie legte hilflos die Hand über die Augen; sie wurde ihr naß von Tränen. Der Hansi sprach noch immer kein Wort. Die Severina stand jetzt dicht bei ihm, sah mit den erschreckten Augen zuerst ihn an und dann den Töni und stotterte: „Etwas ist — alleweil — muß ich es denken — heute und gestern und — alle die Tage her: wenn sie stürben, der Vater und die Mutter, ich könnte nicht einmal flennen! Mir ist — Sünde ist es vielleicht —, es ist immer, als hätten wir keine andre Mutter als die Base Clari-Marie."

Der Töni, der aufmerksam die Pfeife aus dem Munde genommen hatte und aufgestanden war, trat näher. „Bist auch länger um die Clari-Marie herum als um deine Leute, du", sagte er, „und gut ist es, daß das bist." Das letztere brummte er in seinen dünnen, kurzen, schneeweißen Bart.

Der Hansi hatte beide Ellbogen auf seine festen Knie gestemmt; er ballte die Fäuste, vielleicht im Spiel, aber es war dennoch, als arbeite etwas in ihm, das er mühsam in sich selbst zerdrücke. Jetzt stand er auf und sah durchs Fenster. „Bald Nacht ist es", sagte er. Unruhe trieb ihn dann hin und her, jetzt in den Flur und vor die Haustür, jetzt in die Stube zurück. Zum Essen, das die Severina auftrug, setzte er sich nicht. „Ich kann jetzt nicht essen", gab er zurück.

Eben da kam die Clari-Marie von ihrem Gang zurück. Sie hatte einen Zug der Ermattung im Gesicht; es war, als furchten sich allmählich tiefere Striche in ihr volles, festes Gesicht. Als sie das Tuch abnahm und es nahe der Stelle, wo der Töni saß, an die Wand hing, sagte sie zu dem: „Das ist kein Spaß mit dem Gerig seiner Frau, mit der Tilde. Immer so schwer hat es die." Als sie sich niedersetzte, seufzte sie: „Es geht mir auch nicht mehr so leicht wie früher, auch älter wird man und spürt es mehr selber, was andre durchmachen müssen."

Der Hansi stand an einer Wand und sah auf sie nieder. Er war rot im Gesicht, zweimal setzte er zum Sprechen an. Die Severina, die am Tisch saß, sah ihn an. „Warum issest nicht? So komm doch!" wandte sie sich an ihn. Da griff er nach seinem Filz, den er auf den Ofen gelegt hatte. „Ich gehe dann fort, die Nacht", sagte er; halb drehte er sich nach der Clari-Marie um dabei.

Diese richtete sich ein wenig auf, arglos. „Was?" sagte sie, „fort? — Wohin fort?"

„Das geht ja eigentlich keinen etwas an", trotzte der Hansi und zerknüllte den Filz in der Hand. Erst der zornige Ton seiner Stimme weckte die Clari-Marie.

„Was kommt dich an, Bub?" fragte sie; im Augenblicke war ihr alle Stärke wiedergegeben.

Dem Hansi färbten sich die Backen noch höher. „Meint Ihr, ich lasse jetzt das arme Mädchen allein oben im Wald, das Claudi, das nicht weiß, was sie mit dem Vater anfangen, das keinen hat, zu dem es laufen kann: „Komm, rat mir! Komm, hilf mir!" Er beugte den starken Oberkörper ein wenig vor; ein sonderbares Gemisch von Scheu und Herausforderung lag in seiner Haltung.

„Tu den Hut weg! Komm und iß!" sagte die Clari-Marie barsch. Sie stand auf, rückte die Stühle zum Tisch und setzte sich selber vor ihren Teller, als sei ein Widerspruch nicht möglich gegen das, was sie gesagt hatte.

„Warum habt Ihr ihn einstecken lassen, den Gisler", brach der Hansi los. Er stand hinter ihr und ballte die Fäuste im Zorn. „Ihr seid schuld, Ihr — Ihr könnt ja was Ihr wollt daoben im Isengrund, Ihr seid schuld, daß sie den Gisler geholt haben!"

Die Clari-Marie griff nach der Schüssel. „Recht hast, ich bin mit schuld daran", sagte sie gleichgültig. Es schien noch immer, als glaube sie nicht an des Buben Ernst.

„Was hat er Euch zuleid getan?" fuhr der Hansi wieder auf.

Da blickte sie über die Schulter zurück, ruhig, fast lächelnd. „Du — komm jetzt essen, gelt?" sagte sie mit leisem Spott.

Er trat vor, so daß er ihr ins Gesicht sah, und stülpte den Hut auf. „Ade", sagte er, jetzt weiß vor Erregung. „Ihr werdet nicht glauben, daß ich nur spaße." Damit drehte er sich ab und ging der Tür zu.

(Fortsetzung folgt)

Zirkusgeheimnisse.

Das Geheimnis, mit Raubtieren Freundschaft zu schließen.
Von F. W. Bergen.

Zirkus! Ein Zauberwort, auch in unserer modernen Zeit. Romantik liegt darin, lebendige Romantik, die ja so selten geworden ist im modernen Zeitalter. Was von dem Zirkus ferner Tage bis heute noch geblieben ist, sind der Wagemut und das abgerundete Können wirklicher Zirkusleute. Daß der Mensch vom Zirkus leichtlebig, verantwortungslos, leichtsinnig wäre, ist längst als Märchen erkannt. Selten habe ich in der Welt so arbeitsfreudige, strebsame und solide Menschen gefunden wie im Zirkus. Einfache Arbeiter, die im Zelt nachts Wache hielten, fand ich beim Studieren einer fremden Sprache vor. Ich habe viele, ja sehr viele Zirkusarbeiter gefunden, die flott zwei Sprachen beherrschten. Wer, wie die Zirkusleute, harte Arbeit leisten muß, ist gezwungen, seinen Tag nach strengen Lebensregeln einzuteilen. Jeden dritten Tag tritt der Zirkus der modernen Zeit in einer anderen Stadt auf. All das viele Material muß immer auf- und abgebaut werden, nach ehernen Gesetzen allerdings. Aber mühesam ist das wirklich.

Viel ehrliche Freude bereitet dem echten Zirkusmann das Leben mit den verschiedenartigen Tieren. Darüber sind ja schon Bücher geschrieben worden, aber immer wieder gibt es für den forschenden Menschen neue Beobachtungen. Ich selbst bin seit langer Zeit mit den verschiedensten Tieren zusammen. Mein neuestes Studium in der Tierwelt ist das Freundschaftschließen mit Pavianaffen. Diese Tiere sind Zähneverteidiger, d. h. ihr Gebiß ist so scharf und kräftig, daß sie einen Menschen schon ordentlich verletzen können. Wer einen Affen anfaßt, wird das Gebiß sehr bald sehen und — gegebenenfalls auch zu spüren bekommen. Mit den menschenhandähnlichen Tatzen können sie tüchtig zufassen. Wer Affen zu seinen Lieblingen erziehen will, muß ihnen ihr Lieblingsfutter Tag für Tag bringen; das sind Erdnüsse, Zucker und rohe Eier. Jede Nuß ist dem Affen einzeln ins Pfötchen zu geben. Dann, nach einigen Wochen, reichen die Affen, keine Zähne mehr zeigend, auch das Pfötchen so hin, in der Erwartung, wieder Erdnüsse zu bekommen. Auf kleine Kinder sind Affen, ähnlich Leoparden und junge Tiger, ganz wild. Die Kleinen sind für diese Tiere begehrte Angriffsobjekte. Affen haben ein gutes tierisches Verständnis und Erkennungsvermögen.

Das Geheimnis nun, warum sich nicht jeder Mensch einem Raubtiere nähern kann, ist einfach zu lösen: das Tier kennt seinen Herrn, wenn man so sagen darf, wie jeder Hund eben auch genau weiß, wohin er gehört und wer ihm etwas zu befehlen hat. Nicht einmal ein guter Haushund läßt sich von jedermann streicheln oder hört auf einen Fremden. Der Geruchssinn spielt in jedem Falle eine große Rolle: jeder Löwe, jeder Tiger, jeder Wolf schnuppert den Menschen ganz unbemerkt an, sobald dieser in seine Nähe kommt. Der Herr, der Dompteur, sieht keine böse Miene. Und sprechen muß man mit den Tieren, sobald man sie anfaßt, denn auch die Stimme des Menschen prägen sie sich gut ein, vor allem Kamele, Zebras und die Elefanten, die ja wohl die klügsten Tiere der Welt sind. Freundlich muß man sogar sprechen, denn im rauhen, menschlichen Tone wittern nach meiner Beobachtung die Tiere unwillkürlich Gefahr, und sie werden dann unberechenbar. Man soll in der Jugend Raubtiere wie Haustiere behandeln, hat ein alter Tierfachmann einmal gesagt. Ein Raubtier kann zärtlich, anhänglich und treu sein. Wenn das Tier regelmäßig gut zu fressen bekommt, von Hause aus nicht bösartig ist (unter der Bösartigkeit der Raubtiere gibt es gewaltige Stufen), so kommt die „wilde Natur“ erst dann zum Durchbruch, wenn das Tier unnötig gereizt und in Wut gebracht wird. Ein Zirkusmann hatte einmal einen jungen Tiger, der schweres Augenleiden zeigte, so gepflegt, daß er völlig gesund wurde. Nach zehn Jahren kam er in einen Zoologischen Garten, und der dankbare Tiger kannte seinen Pfleger sofort wieder, leckte ihm die Hand, knurrte und freute sich. Ich hatte vor einem Jahr einmal zwei Wölfe (ein Wolfspaar) gekauft, sie sogar im Personenauto nach Hause gefahren, so zahm waren die Tiere. In ein Rudel von 36 Wölfen sind wir eingedrungen, die Tiere waren in einem großen Käfig und scheuten natürlich außerordentlich. Nach vier Wochen, als ich die Tiere etwas stärker gefüttert hatte, war das Zahme ganz verschwunden, der männliche Wolf biß mich eines Tages derart in den Arm, daß ich Angst bekam. Was der Wolf in seinen scharfen Zähnen hat, läßt er so leicht nicht wieder los. Ich hatte vergessen, freundlich mit ihm zu reden, und auch nicht daran gedacht, daß die neue Lederjacke, die ich trug, ihm noch völlig unbekannt war. Er witterte einen fremden Menschen und biß, als ich ihm wie sonst die Mähne streichelte, ganz gehörig zu. In der Erregung schrie ich den Wolf noch an, und dadurch vergrößerte ich das Unheil erst recht. Erst nach ein paar ruhigen, freundlichen Worten ließ mich das Tier wieder los; der Arm blutete stark, und die Lederjacke war dahin.

Mit wilden Tieren echte Freundschaft zu schließen, ist eine große Kunst. Die Tierseele muß studiert werden. Viele Dompteure machen es mit der Grobheit, damit ist nicht viel anzufangen. Mit Liebe muß man sich dem wilden Tiere nähern; das klingt absurd, ist aber tatsachengemäß. Mit Leoparden, übrigens außerordentlich gefährlichen Tieren, kann man bei tieferem Verständnis Freundschaft schließen, die aufrichtige Freude bereitet. Ich gehe mit einem Leoparden spazieren. Einmal, als ich wieder mit dem Raubtier um den Zirkus herumwanderte, kamen gerade Pferde aus dem Stall. Ich bemerkte es nicht, und schon fuhr der Leopard, den ich an einer Kette führte, ohne eine Peitsche oder sonstwas bei mir zu haben, auf die Pferde, seinen Hauptangriffspunkt im Tierreich, los. Er schleifte mich, da ich die Kette nicht los ließ, volle 30 Meter über den Erdboden dahin. Also Spaß ist da nicht zu machen, selbst bei der besten Freundschaft nicht. Die Kutscher gingen mit den Pferden zurück, da war der Leopard wieder zufrieden. Kinder mag er nicht leiden. Zebras sind ebenfalls gefährliche Tiere. Wer von solch einem Tiere geschlagen wird, denkt Zeit seines Lebens daran.

Zebras kann man ein ganzes Jahr lang gut und freundlich behandeln, sie wollen aber gar nichts von Freundschaft wissen. Gibt man ihnen Zucker, hat man sehr darauf zu achten, daß sie nicht die Finger mit hinweg beißen. Des Nachts sind Zebras sehr dankbare Tiere. Ich glaube, beobachtet zu haben, daß sie dann annehmen, man komme nur ihnen zuliebe in den Stall. Da sind sie sehr ruhig und vernünftig. Zebras schlafen verhältnismäßig wenig. Sie sind menschenscheu; je weniger Menschen sie sehen, desto berechenbarer sind sie.

Kamele können gute und ehrliche Menschenfreunde sein. Ich glaube, ich könnte eines unserer Kamele sogar mit in mein Wohnzimmer nehmen, es würde sich vor mein Sofa hinlegen. Jedes Wort versteht ein Kamel. Eisbären sind ganz gefährlich: ich muß sagen, daß es mir innerhalb Jahresfrist erst zweimal gelungen ist, ein Eisbärenfell anzufassen. Die Schnauze der Eisbären ist so schön kalt wie eine „Hundeschnauze“, aber sie anzufassen, das gelingt selten. Wenn man schon das Gebiß sieht! Eisbären sind hinterlistig, sie machen freundliche Gesichter und beißen eine Sekunde später ganz gehörig zu. Wenn der Eisbär einen menschlichen Arm am Käfig erwischt, läßt er ihn nicht mehr los. Man kann mit diesen Tieren, wenn sie erwachsen sind, selbst bei größter Mühe keine Freundschaft mehr schließen. Haben sie ein Alter von vier Monaten erreicht, dann muß man sich Tag für Tag mit ihnen abgeben. Sie bekommen ja in der Gefangenschaft keine Jungen, bleiben also ewig Raubtiere in des Wortes vollster Bedeutung. Eisbären haben so starke Krallen, daß sie in der Wildnis bis drei Meter dickes Eis durchscharren können. Dazu haben die Tiere wirklich eine Bärenkraft. Wiegt doch ein gut ausgewachsener Eisbär bis zu 15 Zentner! Wird man von einem solchen Tiere zu Boden geschlagen, dann ist keine Rettung mehr.

Das Zirkusleben ist hart, aber abwechselungsreich. Hundert Arbeiten verschiedenster Art gibt es hier. Das ist es auch, warum ich das Zirkusleben liebe. Es ist wirklich schön, mitten in diesem Berufe mit all seinen Mühen, Sorgen und Freuden zu leben. Für jeden wäre das allerdings nichts . . .

Glück.

Skizze von Erneste Fuhrmann=Stone.

Ob es ein Unsichtbares gibt, das dermaßen schillernd ist wie das Glück? Ich glaube nicht. Denn es ist genau so gut Glück, wenn die Kurse anziehen, wie wenn sie fallen. Nur daß dieses Glück zweierlei Besitzer hat. Der allereinfachste Regen kann halb vertrocknete Blumenstauden zum Leben erwecken und gleichzeitig nagelneue Frühjahrshüte hoffnungslos hinmorden. Glück ist schließlich eine Sache des Standpunktes, des Geschmackes, der teuflischsten Zufälligkeiten und ein Kind der Auffassung. Manchmal erscheint es in der lächerlichsten Verkleidung, heute als unerhörtes Pech, nach zehn Jahren — durch die Brille der Weisheit besehen — als nützlichste Lösung.

Dieser Art waren aber Emanuel Biedermeiers Gedanken durchaus nicht, von dessen Glück es hier zu reden gilt. Er hatte von dem ihm nötigen Glück eine ganz kompakte, fest umrissene Vorstellung. Kein Wunder! Er war auf dem Wege zu „ihr". Und also hieß sein Glück, kurz gesagt, Lieselotte Heidenreich.

Natürlich standen da auch einige Hürden zwischen Emanuel und dem Ziel. Aber nachdem er in aller Gewissenhaftigkeit seine Gutscheine auf Eheglück (als da sind: gesichertes Einkommen, vorschriftsmäßiges Alter und Liebe in Hülle und Fülle) revidiert und sich aus einigen Blicken, Briefen und Worten ein verschämtes „Ja" zusammen addiert hatte, befiel ihn vor dem Gang in das Haus Heidenreich keinerlei Bedrückung. Es sei denn, daß er eines verständnislosen Stehkragens wegen zehn Minuten Verspätung buchen und überflüssigerweise mit den dornigen Langgestielten eine Viertelstunde auf die Straßenbahn warten mußte.

Halb zwölf Uhr schlug es, und so war es durchaus möglich, daß die beiden schrecklichen Hürden bereits in der Heidenreichschen Villa standen: Herbert, dieser unnötige, langweilge Student, der die Hälfte des Jahres in der Heimatstadt und noch dazu in der Nähe Lieselottes verbrachte, und Adolf, der elegante Nordseebekannte Lieselottes. Dessen A und O war der Sport, eigentlich sagte er „Spohrt". Er erzählte von seinen verschiedenen Ehrenpreisen und dem durchtrainierten Körper mit aufregender Handgreiflichkeit und Erlebnistreue. — Eigentlich gedachte Emanuel seine Lieselotte zu sprechen, bevor diese anderen Zwei erschienen, um sie zum Sonntagmorgenbummel abzuholen. — Und dann wollte er seine Rechte ausstrecken und sich von den Beiden süß=sauer beglückwünschen lassen. — Ach! Es wurde ihm heiß vor so viel Glück. Seine Lieselotte! — Und dann Kuß, Sekt, Segen! — Pläne! Aussichten!

Ihn schwindelte. Lieselotte, die Mimose, das Mädchen des altehrbaren Seelenstils in der entzückenden modernen Umrahmung duftiger Seidenwolken und Tüllgedichte!

Inzwischen kam wirklich die ersehnte Straßenbahn. Emanuel schwang sich mit der Eleganz des Siegers hinein, rückte an seiner Krawatte, grüßte nach allen Seiten. Endlich hielt die Bahn. Emanuel federte um eine Ecke, flog über einen Kiesweg, über teppichbelegte Stufen, geradeswegs auf Rosa zu, die mit hochroten, fettglänzenden Backen ein Tablett mit fünf Sektgläsern durch die Diele balanzierte. Während Emanuel als alter Bekannter des Hauses sich vor dem Spiegel allein aus dem Überflüssigen schälte, flüsterte ihm Rosa vertraulich zu: „Wissen S' schon, Herr Biedermeier, unser Fräulein Lieselotte hat sich gerade eben mit dem Herrn Adolf Axmann verlobt." Damit schlüpfte sie vorbei. Die Gläser kicherten leise gegeneinander.

Emanuels Lächeln, dem patenten Gegenüber im Spiegel zugeworfen, gefror zu einer bleichen Grimasse. Danach griff er sich an die Stirn und in die Halsumklammerung, wie das laut Kinogesetzen zu allen niederschmetternden Ereignissen gehört, und schluckte tapfer an dem bekannten bitteren Geschmack auf der Zunge, der in jedem einigermaßen anständigen Roman vorkommt.

Was nun? — Das war nur die verdammte Verspätung! — Dieser durchtrainierte Leichtathlet mußte ihm sein Glück entreißen!

Emanuel wurde es ein wenig schwindlig. Er setzte sich in eine dunkle Ecke der Diele, um sich und die Heerscharen seiner geflohenen Gedanken zu sammeln. Langsam wurde es wieder klar in ihm. Er, Emanuel Biedermeier, war nun der süßsaure Gratulant. — Aber vielleicht hatte man Lieselotte überrumpelt und sie, in ihrer schüchternen Ratlosigkeit, an Emanuels Unentschlossenheit verzweifelnd, hatte diesem Barrenhelden und Hundertmeterläufer ihr „Ja" gegeben. Nur ihn liebte sie. Er wußte es doch! Zu deutlich hatte er es aus ihrer Art gelesen. — Nein, er konnte unmöglich jetzt dies arme, vergewaltigte Ideal seiner Liebe sehen. Er mußte zunächst hinaus. — Luft, frische Luft! Möglich, daß es ihm da besser wurde.

Himmel, da hörte er Stimmen sich nähern. Schon waren sie entsetzlich nah. Nun würden sie ihn entdecken, und dann hieß es: Lache, Emanuel! Er hielt den Atem an und verkroch sich ganz in den Sessel. So geschah es, daß er wie ein Lauscher ein kleines Gespräch mit anhören mußte, das hinter der halb offenen Türe neben dem Sessel zu ihm drang.

Da sprach zuerst Herbert, der Student — Emanuel kannte die Stimme zu genau — „Wie hast du mir das antun können, Lieselotte!"

Und dann seine Lieselotte, die arme, enttäuschte Kleine, die unglückliche Braut dieses Reckjünglings: „Sei doch nicht so haarsträubend unmodern, Herbert! — Einer von den Zweien kam doch nur in Betracht. Da war mir am Ende der zukünftige Fabrikbesitzer lieber als der pomadige Beamte. — Man heiratet eben heutzutage nicht aus Liebe. Sei vernünftig! Ich muß doch an meine Zukunft denken. Liebe ist mit Ehe nicht zu verwechseln. — Dummer Junge, zwischen uns bleibt natürlich alles beim Alten."

Und Emanuels durch den Radioapparat auf Hörbilder eingestelltes Ohr vernahm das Geräusch einer unzweideutigen Bestätigung. —

Seine Haare standen ihm zu Berge. Ihm wurde zum dritten Male schwindlig. Nur deshalb, weil die Vorstellung so zwingend war, er selber, der Pomadige, stünde strahlend im Salon bei der Schwiegermama, Adolf dagegen säße in diesem unerhört erkenntnisreichen Klubsessel.

Da faßte ihn ein verzweifelter Grimm. Er holte Hut und Mantel, machte drei oder vier große Schritte und zog die Heidenreichsche Eingangstür sanft und vorsichtig hinter sich ins Schloß.

Während er langsam und deutlich den Kiesweg entlang auf das Gartentor zuging, denselben Weg, den er unter bestimmten Vorstellungen vor fünf Minuten in entgegengesetzter Richtung gelaufen war, schüttelte er einige Male sein edles Haupt. Wahrscheinlich dieser Begegnung hatte er es zu danken, daß plötzlich eine Idee in ihm aufstieg, wie ein unbeschwerter Kork an eine Wasseroberfläche hüpft.

Er entdeckte nämlich, daß Glück nicht immer darin besteht, etwas zu kriegen, das man will. Und daß unter Umständen ein widerspenstiger Stehkragen und eine bummlige Kleinstadtstraßenbahn klüger sind als ein ausgewachsener Steuerinspektor, und wenn er Emanuel Biedermeier heißt. —



Bunte Chronik



* **Die Entwicklung des Teeanbaus.** Noch vor hundert Jahren kam aller Tee, der in Europa getrunken wurde, aus China. Erst im Jahre 1830 begann man auch in Indien mit Versuchen, Tee anzubauen, obwohl man ihn dort wild wachsend angetroffen hatte. Im Jahre 1836 wurden die ersten Sendungen des indischen Tees in London auf den Markt gebracht, und da sie dort günstig aufgenommen wurden, breitete sich der Anbau der Teepflanzen im Laufe der Jahre über ganz Indien und Ceylon aus, wozu allerdings die steigende Nachfrage erheblich beitrug. Heute wird Tee in einer ganzen Anzahl Länder angebaut, deren klimatische Verhältnisse sich für seinen Anbau als günstig erwiesen haben, und ist ein Hauptgetränk breiter Volksschichten geworden, dessen Verbrauch infolge des Rückgangs des Alkoholkonsums besonders in dem letzten Jahrzehnt noch mehr gestiegen ist.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.